

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 12.

Düsseldorf, den 19. März.

1905.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn II — Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau. (Schluß). — Ein Freundschaftsdienst. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVII, 1—9. In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abwärts auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dieses Gesicht, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.*

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

II.

Gemäß dem heutigen Evangelium erschien der Herr auf dem Berge (Thabor) jenen drei auserwählten Aposteln so, wie Er jetzt im Himmel zur Rechten des Vaters thronet, und wie Er dereinst wiederkommen wird als Richter der Lebendigen und der Toten. Offenbar wollte Er die Jünger in ihrem Glauben an Seine Gottheit stärken und besonders sie auf Sein bevorstehendes Leiden, speziell auf Seine Todesangst am Ölberge vorbereiten. Der große hl. Papst Leo I. bemerkt: Christus wird (auf Thabor) verherrlicht, damit das Vergernis des Kreuzes aus dem Herzen der Jünger genommen werde, damit die freiwillige Erniedrigung zum Leiden nicht den Glauben derer breche, denen dort die Herrlichkeit der verborgenen (göttlichen) Würde erschienen war.*

Nehmen wir nun, lieber Leser, unsere Passionsbetrachtungen wieder auf! Nach dem Berichte des Evangelisten wurde der Herr nach Seiner Gefangennehmung im Ölgarten zunächst zu Anna's geschleppt, dem Schwiegervater des Hohenpriesters Kaiphas. Warum das? Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus schildert den großen Einfluß, den dieser ehemalige Hohenpriester damals in Jerusalem besaß. Gegen alles Recht und Gesetz war dieser Annas (im siebenten Jahre nach der Geburt Jesu) von dem römischen Statthalter Quirinus in das hochpriesterliche Amt eingesetzt worden, obwohl er gar nicht aus dem Geschlechte Aarons stammte. Er hielt sich im Amte bis zur Thronbesteigung des römischen Kaisers Tiberius (14 n. Chr.); allein, obwohl

abgesetzt, verstand er es, das Hohenpriestertum der Reihe nach seinen fünf Söhnen und selbst seinem Schwiegersohne Kaiphas zu verschaffen, so daß, trotz des ewigen Wechsels, die höchste priesterliche Würde ein halbes Jahrhundert lang in seiner Familie verblieb. Seine Söhne sowohl als sein Schwiegersohn waren fügsame Werkzeuge in seiner Hand, und dies war so offenkundig, daß sein Name stets neben den ihrigen genannt wurde, wenn vom Hohenpriesteramt die Rede war. Er selbst aber, schlau und verschlagen, wußte sich hinter ihnen zu verbergen und, obwohl die Triebfeder von Allem, das Gehäßige stets auf sie abzuwälzen. Gleichwie sein Schwiegersohn Kaiphas gehörte er der Sekte der Sadduzäer an, jener jüdischen Freigeister, welche die Unsterblichkeit der Seele und damit ein jenseitiges Leben leugneten. Diese unglückseligen Menschen vollendeten, wie leicht einzusehen ist, die tragische Erniedrigung des jüdischen Priestertums.

Der göttliche Heiland wurde dem alten Hohenpriester ohne Zweifel deshalb als Gefangener vorgeführt, um ihm die grausame Freude zu verschaffen, den verhassten „Nazarener“ in Fesseln zu sehen. Was der ergraute Säuber bei dieser Gelegenheit getan oder gesagt, erzählt die hl. Schrift nicht. Wir wissen bloß, daß er, nachdem sein Haß sich an dem Anblick der Erniedrigung und der Mißhandlungen Jesu genugsam geweidet hatte, Ihn noch stärker binden ließ und ihn zu Kaiphas sandte, der als Hohenpriester jenes Jahres der höchste Richter über Verbrechen gegen die Religion war, — aber, wie schon bemerkt, ein Richter, der durch ein Sakrilegium in das Heiligtum gelangt war.

Im Palaste des Hohenpriesters waren — wie die Schrift sagt — „alle (ehemaligen) Hohenpriester und Schriftgelehrte und Ältesten versammelt“ (Matth. 26. *) Der „hohe Rat“ war also

*) Zum bessern Verständnisse sei die Bedeutung dieser Bezeichnungen oder Titel hier kurz angegeben: Es gab 24 Priesterfamilien; ihre Häupter hießen Fürsten der Priester. Da nun der Ehrgeiz und die Habsucht dieser Priesterfürsten die Hohenpriesterwürde zu einer jährlich wechselnden gemacht hatte (während sie nach göttlicher Anordnung lebenslanglich war), und weil Jeder, der einmal Hohenpriester gewesen war, diesen Titel behielt, so gab es dem Namen oder dem Titel nach eine ganze Reihe Hohenpriester, während nur einer dieses höchste Amt wirklich bekleidete.

Die Schriftgelehrten waren die Lehrer des Gesetzes oder, wie wir heute sagen würden, die Professoren der Gottesgelehrtheit.

Die Ältesten waren die obersten Verwaltungsbeamten der Stadt Jerusalem (Bürgermeister und Beigeordnete).

Die Pharisäer endlich (von dem Worte Phares d. i. „Trennung“) trennten sich von der Menge durch eine besonders strenge Lebensweise; sie standen bei den damaligen Juden in ähnlichem Ansehen, wie etwa heute unsere Ordenspersonen.

versammelt, der 72 Mitglieder zählte, die dem Stande der Priester, der Schriftgelehrten und der Pharisäer angehörten. Es war der höchste Gerichtshof der jüdischen Nation. Freilich hatte er nicht mehr das Recht, die Todesstrafe selbst vollziehen zu lassen. Dieses Recht hatte allein der römische Statthalter.

Diese ganze Versammlung aber war des Kaiphas, ihres Hauptes, durchaus würdig; denn sie bestand, lieber Leser, aus Menschen, die mit Kaiphas längst entschlossen waren, den „Nazarener“ auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen. Von Haß und Neid waren sie erfüllt, weil der Herr, der von der Mehrzahl des Volkes als „großer Prophet“ gefeiert wurde, gerade ihnen so oft in der strengsten Weise Vorhaltungen gemacht hatte wegen ihrer geheimen Sünden und Laster.

Um indes den Schein des Rechtes zu wahren, suchten sie der Beurteilung eine gewisse gefegliche Form zu geben. Darum sind sie bereit, jeder, auch der ungerechtesten Beschuldigung Gehör zu geben, und schicken überallhin ihre Vertrauten, um Zeugen aufzufuchen; und da es ihnen selbstredend unmöglich ist, ein wahres Zeugnis gegen den Herrn aufzutreiben, so lassen sie falsche Zeugen herbeiholen; denn ihnen ist jedes Mittel recht, wenn sie nur ihr teuflische Absicht erreichen, — was der Evangelist mit den Worten andeutet: Die Hohenpriester und der ganze Rat suchten Zeugnis wider Jesum, damit sie Ihn dem Tode überliefern könnten.“ (Matth. 26.)

Die Sicherheit, ungestraft zu bleiben, und die verlockende Aussicht, dem hohen Räte einen großen Dienst zu erweisen, zog also — sagt der hl. Chrysostomus — eine Menge von falschen Zeugen in dieses schändliche Gericht. Schon ein Jahrtausend vorher hatte der Herr durch den königlichen Propheten David weisagen lassen, daß sich eine Wolke von falschen Zeugen gegen den Messias erheben würde; daß diese Zeugen aber, statt zu beweisen, daß Er schuldig sei, nur sich selbst als ruchlose zu erkennen und ihre Verworfenheit durch die sich widersprechenden Aussagen beweisen würden: „Falsche Zeugen sind wider Mich (den Messias) aufgestanden; und die Bosheit hat wider sich selbst gelogen“ (Psalm 26).

Die Evangelisten sagen auch in der Tat, daß unter so vielen Zeugen nicht ein einziger war, der gegen den Herrn einen wirklich begründeten Vorwurf erhoben hätte; ihre Aussagen waren vielmehr nichtsagend und ganz bedeutungslos, oder sie hoben sich durch offenbare Widersprüche gegenseitig auf, so daß es nicht möglich war, darauf ein Todesurteil mit einem Schein von Recht und Gerechtigkeit zu gründen: „Aber sie fanden kein Zeugnis (wider Ihn); denn Viele gaben zwar ein falsches Zeugnis wider Ihn, aber die Zeugnisse stimmten nicht überein“ (Mark. 14).

O schöner Triumph der Unschuld unseres Herrn (sagt Origenes), unter so vielen Aussagen findet sich auch nicht ein Schatten, nicht ein Schein, womit die Verleumdung sich gegen Ihn behaupten könnte! — Wir müßten es ja, lieber Leser, daß Seine unendliche Gerechtigkeit und Heiligkeit selbst von solch verworrenen Richtern wider Willen anerkannt werden müßten. Aber wie stärkt es unsern Glauben an den göttlichen Erlöser, daß selbst diese Richter in tiefer Beschämung dastehen vor Ihm, der ihnen kurz vorher entgegengetreten war mit der Frage: „Wer aus euch kann Mich einer Sünde beschuldigen?“ (Joh. 8.)

Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau

(Schluß.)

Beliebte Diözesanen! In diesen beiden Lebensbildern finden wir, was unserer Zeit so sehr gebricht, hingebende Liebe für das Wohl Anderer und einfache, demütige Pflichttreue im schlichten Berufsreise. Liebe und Demut sind Grundlage und Vollendung, Grundmauer und Zinne des christlichen Tugendbaues für das irdische wie für das bürgerliche Leben. Nicht kräftig genug

kann auf sie hingewiesen werden in einer Zeit, wo Stolz und Selbstsucht, Unbarmhelligkeit und Rücksichtslosigkeit, Ueberhebung des eigenen Ichs und Mißachtung der Menschenvürde im Mitmenschen die Führung haben. Statt dieser irreführenden Begleiter stellt die Kirche andere auf, in Gerhard Majella die schlichte Demut, in Alexander Sauli die hingebende Liebe. Ob sie damit der Menschheit zum Frieden und zum Heile diene?

Die Grundfeste jedes Tugendlebens ist die Demut. Deshalb setzt der Lehrer der Menschheit die Demut an die Spitze seiner Selbpreisungen, in denen er gleichsam wie in einem Abriß den Geist gezeichnet hat, der seine Jünger beleben und leiten und sie als Bürger seines Reiches kennzeichnen soll. „Selig sind die Armen im Geiste.“ Arm im Geiste aber sind diejenigen, die sich vor Gott als arm erkennen und stets eingedenk bleiben, daß sie ohne Ihn nichts sind und nichts vermögen, also die Demütigen. Das größte Vorbild dieser Tugend gibt uns der Erlöser selbst während seines irdischen Wandels in seiner Niedrigkeit, die seine Gottheit verhüllte, und seine Tugend leuchtet in seinem Erdenleben in größerem Glanze, als die Demut. Deshalb hat er auch das Recht, an uns die Einladung zu erlassen: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.“ Aber nicht auf uns und unsere innere Gesinnung soll sich diese Tugend beschränken, sie soll auch gegen andere geübt werden. Darum gab der Herr noch in den letzten Tagen seines irdischen Lebens das Beispiel unvergleichlicher Demut, indem er seinen Jüngern die Füße wusch, und knüpfte daran die Mahnung: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr so tut, wie ich euch getan habe.“

Dagegen läßt uns Gott keinen Augenblick darüber im Zweifel, wie er die hochmütige Ueberhebung beurteilt. „Gott widersteht den Hoffärtigen, den Demütigen gibt er seine Gnade“, versichert uns der heilige Jakobus. Und das bekräftigen uns die Warnungen Gottes in seinen Offenbarungen. „Ich werde den Stolz eurer Hartnäckigkeit brechen“, rief er den Kindern Israels in der Wüste zu. Und beim Propheten Amos versichert er: „Ich verabscheue den Hochmut Jakobs.“ Darum mahnt der fromme Tobias seinen Sohn: „Laß den Stolz niemals in deinem Sinne oder in deinen Worten herrschen; denn von ihm hat alles Verderben seinen Anfang genommen.“ Ja, wie die Demut das Fundament aller Heiligkeit ist, so ist der Hochmut die Quelle alles möglichen Heils und sittlichen Elends. „Der Anfang des Hochmuts des Menschen ist der Abfall von Gott“, sagt der weise Mann.

Beliebte Diözesanen! Mit tiefem Schmerze muß es uns erfüllen, wie die Menschheit nach einer fast zweitausendjährigen Erziehung in der Schule des Kreuzes weiter denn je von der Wertschätzung und Übung der Demut entfernt ist! Hat nicht gerade in unseren Tagen eine maßlose Ueberhebung in dem Worte vom „Uebermenschen“ ihren Ausdruck gefunden? Ja, das ist das Evangelium unserer Zeit, daß sie mit Abwendung von Gott und Christus die schrankenlose Selbstherrlichkeit des einzelnen Menschen verkündigt. Der Mensch setzt sich an die Stelle Gottes; dieser soll ihn nicht mehr lehren, was wahr ist; er will die Wahrheit nur in seiner eigenen Weisheit anerkennen; Gott soll ihm nicht mehr sagen, was gut und böse ist; seine Vernunft soll darüber die einzige Richterin sein. Daher tut es not, daß die Lehrerin der Menschheit, die Kirche Jesu Christi, das Banner der christlichen Demut, die Fahne Jesu Christi hochhält, und daß wir selbst uns wieder mehr in die Selbstsucht dieser Tugend geben. Wir rechnen es deshalb zu den Tugenden der göttlichen Weisheit, wenn im Anfange des 20. Jahrhunderts ein heiliger Gerhard Majella als Vorbild und Herold der ersten, der großen Christentugenden aller Welt vor die Augen gestellt wird. Getreu dem Worte der heiligen Schrift, „daß Gott das Trübsal der Welt auserwählt, um die Weisen zu Schanden zu machen, und das Schwache der Welt, um das Starke schwachend zu machen, stellt die Kirche dem hochmütigen Weltgeiste einen demütigen Örkensmann gegenüber, „damit nichts, was Fleisch ist, sich rühme vor ihm“, unserm Gott und Herrn.

Aber auch noch eine andere Wahrheit verkündet uns die Kirche durch das Leben des heiligen Gerhard. Die Niedrigkeit des Standes und die Geringheit der irdischen Berufarbeit ist kein Hindernis der christlichen Vollkommenheit. Ein jeder diene mit der Gabe, die er empfangen hat, als treuer Haushalter Gottes. Dieses Wort des Apostels soll unser Lösungswort sein. Mögen wir hoch oder niedrig gestellt, reich oder arm sein, wir alle sind zur Heiligkeit berufen und finden den Weg und die Mittel dazu in unserm irdischen Lebensstande. Auch in den einfachsten Lebensverhältnissen und Beschäftigungen können wir heilig werden, wenn wir nach Christi Wort und

Beispiel leben, in allem Gott zu gefallen trachten und Christi Leben in uns ausgestalten, sodaß auch wir sagen können: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ Solche Heiligkeit verleiht auch dem Geringsten eine übernatürliche Würde, der im Reiche Gottes Ehrfurcht und Liebe gezollt wird.

Ist die Demut das Fundament des christlichen Tugendtempels, so ist die Liebe die Krönung, die Finne dieses Baues, und diese Tugend ist es, die den heiligen Alexander Sauli auf die Altäre erhoben hat. Denn sein Seeleneifer entflammte der Liebe, der Königin der Tugenden, die immer bleibt, wenn auch der Glaube durch das Schauen von Angesicht zu Angesicht und die Hoffnung durch den Besitz abgelöst werden. Die Liebe ist im christlichen Tugendleben ebenso unentbehrlich, wie die Demut. Ohne sie fehlt dem sittlichen Leben jeder Wert; denn so lehrt der Völkerapostel: „Wenn ich gleich die Sprachen der Menschen und Engel rede, aber die Liebe nicht habe, bin ich geworden wie ein lärmendes Erz und eine klingende Schelle“, und er schließt diese Warnung mit den Worten: „Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die größte unter diesen ist die Liebe.“

Das Gebot der Nächstenliebe, das auch den Feind nicht von der Liebe ausschließt, ist so sehr des Christentums eigenster Geist und innerster Kern, daß es Christus ausdrücklich als ein neues Gebot, als sein Gebot bezeichnet an dessen Erfüllung und Übung er seine Jünger erkennen will und die Welt sie erkennen soll. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Die Liebe macht also gottähnlich, erhebt den Menschen zum Jünger Jesu Christi; die Lieblosigkeit dagegen trennt von Gott. Wo keine Liebe ist, ist die Sünde; die Liebe ist darum die Wurzel der Rechtfertigung und Gotteskindschaft. „Er hat uns auserwählt“, sagt der heilige Paulus, daß wir heilig und unbefleckt seien vor seinem Angesicht in Liebe.

Ist nun die Liebe der Gradmesser der Gotteskindschaft oder, was dasselbe ist, der Heiligkeit, so werden die Heiligen um so größer vor Gott, je mächtiger in ihrem Herzen das Doppelte seiner Liebe lobert, der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, die Liebe des Schöpfers und der Geschöpfe, die Liebe zum Vater im Himmel und zu seinen Kindern auf Erden. „Jedem, der hat, wird gegeben werden“, sagt der göttliche Lehramtsherr. Kann es uns darum wundern, wenn wir in dem Herzen des seeleneifrigen Bischofs, des heiligen Alexander Sauli, dieselben Gefühle und Gesinnungen wahrnehmen, die in dem von Liebe erfüllten, von Eifer glühenden Herzen des großen Völkerapostels Paulus lebten und in seinen Worten wiederklängen: „Die Liebe drängt mich.“ Wußte er doch, daß der ewige gute Hirte die Liebe seiner Jünger nach dem Grade der Hirtenpflege und Hingabe mißt, mit der sie ihre Herden leiten, belehren und hüten! Darum trieb ihn die Liebe zu dem entarteten Volke in Korintha an, ihm alle seine Kräfte zu opfern; darum ließ sie ihn nicht ruhen und rasten; er wollte allen alles werden, um alle für Jesus zu gewinnen, und so war er wirklich ein Vater seiner Herde, ein Tröster der Bedrängten, ein Lehrer der Unwissenden, ein Führer der Verirrten, ein unermüdbarer Apostel für alle, die ihm der ewige Seelenhirt anvertraut hatte.

Glaubet nicht, geliebte Diözesanen, daß diese Schilderung des eifrigen Bischofs nur uns, eure Seelenhirten angehe. Gewiß bedarf das Hirtenamt der Kirche unter den Gefahren und Hindernissen unserer Zeit kräftiger Anregung und Ermunterung, um seinen hohen Beruf und seinen sich täglich mehrenden Aufgaben gerecht zu werden. Das Leben des heiligen Alexander ist also eine eindringliche Mahnung für euren Bischof und seine Priester! So betrachten wir es; aber es ist auch eine solche für euch! Ihr nehmt an dem Hirtenamte teil, und auch ihr kämpft dabei mit den Schwierigkeiten, die unsere Zeit der Erfüllung dieses Amtes entgegenstellt. Ihr seht ja den Leichtsin, die Oberflächlichkeit, die Genuss- und Vergnügungssucht immer weitere Kreise ziehen. Ihr fühlt ja die Unbotmäßigkeit und das Schwanden der Achtung vor Eltern und Vorgesetzten in alle Verhältnisse eindringen! Werdet ihr dem Hirtenamte den Kampf gegen diese Feinde der Familie, der Gemeinde, des Staates und der Kirche allein überlassen? Können ihr erwarten, daß unsere Arbeit Erfolge habe, wenn ihr sie nicht, soviel an euch liegt, unterstützt? Habt nicht auch ihr Rechenhaft abzulegen für die Seelen, die euch der ewige Gott anvertraut hat? Das sind Fragen, die das Leben und der Seeleneifer des heiligen Bischofs Alexander auch an euch richtet.

Geliebte Diözesanen! Die Lehre Jesu von der Liebe zu Gott und den Menschen hat eine weltüberwindende Kraft. Durch seine Liebe hat er die Welt überwunden, wie er selbst sagt. Wenn sich aber diese Kraft der Erneuerung und Umgestaltung nicht mehr vor unseren Augen offenbart, so liegt die Schuld nur an den Menschen. Wenn die Lehre Jesu mehr in unsern

Herzen, als auf unsern Lippen wäre, wenn sie nicht nur eine auserlesene Schar, sondern alle Christen beherrschte; wenn sie nicht nur von einigen Heiligen, sondern von der Gesamtheit der Gläubigen geübt würde in der Vollkommenheit, wie sie der Wunsch und das Gebot Christi ist; es würde sich das Paradies auf der Erde erneuern und weder Satan noch Sünde es verdrängen können. Welche Lehren aber hören wir statt dessen in unserer gottentfremdeten Zeit? und welche Grundsätze sehen wir im Leben des einzelnen geübt und in Geltung? Die Lehren und Grundsätze der nacktesten Selbstsucht, die den Kampf aller gegen alle zur Folge haben muß, weil sie nur den eigenen Nutzen im Auge hat und mitteil- und rücksichtslos über das Wohl und Weh anderer hinweggeht. Und dabei ruft die Welt nach Frieden und vergißt, daß das Wort des ewigen Gottes immer wahr bleiben wird: „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“

Doch, geliebte Diözesanen, es ist nicht alles Schatten, es ist auch Licht um uns her. Es gibt tröstliche Erscheinungen, welche die Gottes- und Nächstenliebe im schönsten Lichte sehen lassen. Es sind dieses die Vereinigungen gottliebender Seelen zur Vinderung der geistlichen und leiblichen Not, zur Rettung der Seelen anderer, zum Schutze der Jugend, zur Pflege der Standesinteressen nach christlichen Grundsätzen, zum Dienste der Kranken und zur Fürsorge für die Armen. Wer von uns blickt nicht mit Freuden zurück auf die herrliche Seierschau, die im Oktober vorigen Jahres in unserer Bischofsstadt über das Wirken der christlichen Caritas in seinen verschiedenartigen Zweigen stattfand! Würden die vielfachen Anregungen, welche uns die schöne Feier gewährte, fortwirken und dazu beitragen, die Selbstsucht durch die Liebe zu überwinden und den Frieden anzubahnen, nach dem die Menschheit sich so sehr sehnt!

Wenden wir uns nun noch einmal zurück zu der schönen Rom-Feyer, von der unsere Fastenbetrachtung ausgegangen ist. Wir sehen mitten in dem sturmbelegten Meere tobender menschlicher Leidenschaften und Verirrungen einen festen Punkt, einen Leuchtturm für die gefahrdrohenden Klippen aufstehenden Schiffe. Auf dem Felsen Petri steht ein ehrwürdiger Greis Wohlwollen und Liebe verklären seine Rüge; das Licht des Himmelsfriedens strahlt aus seinen Augen. Er verweist die suchende und ratlos umherirrende Menschheit auf zwei Tugenden, deren Mangel sie so friedlos und unglücklich macht, und zeigt ihr diese Tugenden verkörpert in zwei christlichen Glaubenshelden, in denen er sie ehrt und trönt. Wem galt diese erhabene Feier?

Sie galt zunächst und vor allem Gott, dem Geber alles Guten, dem Ursprung aller Edlen und Schönen, dem Ursprung aller Heiligkeit und Ursprung aller Gnaden, die er fortwährend ausströmen läßt, wie die Sonne ihr belebendes Licht. Wie erfreuet es unsere Augen, wenn wir an einem schönen Sommermorgen auf Palmen und Blättern die Taupeken in allen Farben leuchten sehen! Aber nicht der unscheinbare Wassertropfen, der so schön erglänzt, ist die Quelle dieser Farbenpracht, sondern die am Himmel emporsteigende Sonne, die ihre Strahlen in ihm spiegelt. So ist es auch mit allem Guten und Heiligen in der Menschheit wie in der Menschenseele. Es sind die Strahlen der unendlichen Schönheit und Heiligkeit Gottes, nicht das Werk armer Menschenkinder und schwacher Menschenherzen. Immerfort strahlt Gottes Gnade und Heiligkeit wie Licht und Feuer in die Menschenherzen. Dieses Feuer zu bringen, kam der Sohn Gottes; aber er will nun auch, daß es fortbrenne.

Diese Feier galt den Heiligen, in denen jeder Wille des Erlösers sich erfüllt hat. Sie nahmen die göttlichen Strahlen nicht allein auf, sondern ließen sie auch in sich wirken. Sie blieben sie nicht aus, ließen sie nicht verglimmen noch verflüchten unter den Dingen der Zeitlichkeit, sondern entfachten sie immer heller, erleuchtender und erwärmender. Diesen begnadigten Kindern Gottes galt also jene Feier.

Sie gilt auch uns, geliebte Diözesanen; denn jene christlichen Helden, auf die sich das Kirchenfest bezog, sind unser, es sind unsere Brüder. Noch mehr, sie sind unsere Vorbilder und Wegweiser, die den Pfad vorangeschritten sind, auf dem auch wir unser Ziel erreichen sollen. Sie zeigen uns, daß er mag er auch manche Schwierigkeiten bieten, doch gangbar ist für die schwache Menschenkraft, wenn sie sich auf Gottes Gnade stützt. Können wir also bei dem Hinblick auf jene zögern, mutig voranzuschreiten, um zum gleichen Ziele zu gelangen? Müssen wir nicht mit dem heiligen Kirchenvater Augustinus zu uns sprechen: Wenn jene es konnten, warum sollte ich es nicht können?

Das sei unsere Gesinnung, mit der wir zu ihnen aufblicken. Wir sind Kinder der Heiligen; wir sind ihre Brüder und Schwestern; wir ringen unter derselben Fahne, wie sie um unser Heil. Der Weg zu diesem ist wie bei ihnen, die Heiligkeit,

„Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Darum mahnte der heilige Petrus: „Entsprechend dem Heiligen, der euch berufen hat, seid auch ihr selbst in allem Wandel heilig, weil geschrieben steht: Ihr sollt heilig sein, wie ich heilig bin.“

Es segne euch der allmächtige Gott, † der Vater und † der Sohn und † der heilige Geist. Amen.

Breslau, am Feste Mariä Reinigung des Jahres 1866.

G. Kardinal Ropp,
Fürstbischof von Breslau.

Ein freundschaftsdienst.

Novellistische Skizze aus Deutschsüdwestafrika.

Von E. J. Zell.

Der blonde Mensch nahm noch einen großen Schluck Milch und begann dann auf allgemeines Verlangen zu erzählen:

„Es ist merkwürdig, wie manche Menschen mit der Gabe der Vorausempfindung begabt sind! Man kann das nirgends so sehr beobachten als im Kriege. Am Vorabend des blutigen Ereignisses von Obitokere, wo ich das hier am Arme westkriegte. Wir bivoualierten den Abend gewöhnlich bei sehr kalter Nacht und lagen dicht an einander gedrängt, um sich gegenseitig zu erwärmen. Stockmann lag neben mir — Stockmann den ich mir schon immer so genau angesehen hatte, weil er mir so ausnehmend bekannt vorkam. Aber er leugnete, daß wir uns jemals gesehen hätten. Stockmann war den ganzen Abend in bestigter Unruhe.“

„Kamerad“, sagte er, „morgen gibt es was —“

„Unfinn“, erwiderte ich, „die schwarze Gesellschaft ist in vollem Rückzuge — was sollte denn da passieren? Ein paar kleine Reibereien zwischen unserer Spitze und ihrer Nachhut.“

„Verlaß Dich darauf, es gibt was“, sagte er, „mir liegt wie Blei in den Gliedern. Gerade war es den Tag, bevor der Aufstand losbrach, am Vorabend des entsetzlichen 13. Januar, wo mir Frau und Kind von den Hereros ermordet wurden. Und da muß ich Dir denn doch noch vorher ein Geständnis ablegen. Dann kann ich ruhiger in die Schlacht.“

Er war als Freiwilliger der Kolonne Glasenapp beigetreten, und obwohl er wenigstens 7 Jahre älter war als ich, so, und obwohl er Jahre lang als Farmer in Südafrika gewesen, flocht die Kameradschaft doch schnell ein festes Band um uns.

„Du erinnerst Dich meiner ganz richtig“, sagte er, „ich habe es bisher ableugnen wollen, allein ich sehe jetzt nicht ein, warum ich es nicht sagen soll — wir leben uns ja doch wohl nicht wieder. Ja — ich bin nicht Stockmann — ich bin der Dankbeamte Böhm — der bei der Kreditkassa beschäftigt war, als Du dort als Behefung eintratest. Ich hatte einen Kollegen dort, einen gewissen Steinberg dessen Du Dich jedenfalls auch noch erinnerst. Er hatte mich einmal aus einem brennenden Hause gerettet und fühlte ich mich ihm zu, unauslöschlicher Dankbarkeit verpflichtet.“

Eines Tages kam er zu mir, wusch sich und eröffnete mir, er habe mir eine freundschaftliche Mitteilung zu machen, forderte mir aber zunächst einen feierlichen Schwur ab, nichts davon zu sagen. Ich schwur — und da eröffnete er mir, sein leichtsinniges Leben habe ihn in Schulden gestürzt, er habe sich Nachschlüssel zu unserem Kassenschatz machen lassen und habe dann nachdem er eine Ehrenschild kassiert, 3000 Mark daraus entwendet. Ich war wie angedonnert — ich hätte ihn erwürgen, dann aber verhaften lassen mögen. Aber Dankbarkeit und der heilige Schwur schlossen meine Lippen. Ich würdigte den Verbrecher keines Wortes mehr, erhob meine Ersparnisse, versilberte meine Wertpapiere, nahm davon 3000 Mark und legte sie in die Kasse. Anstatt nun ordnungsmäßig zu knüpfen und mich nach einer anderen Stellung umzusehen, ließ mich der Gedanke, mit diesem Ranne zusammenarbeiten zu müssen, keine Stunde ruhig an meinem Puls — ich meldete mich krank, verschaffte mir in aller Eile einen Auslandspaß und verschwand. Ich hätte es nicht um die Welt zu Wege gebracht, dem Direktor etwas über meinen Abgang vorzuschwindeln.

„Du brauchst mir nicht zu sagen, was alles von mir gesagt wurde. Denn ich habe es ja in den Zeitungen gelesen — irgend etwas mußte ich ausgelesen haben, daß ich so daorangegangen sei. Denn es sei doch höchst verdächtig, daß ich all mein Geld abgehoben.“ „Zweifello“ hatte ich mir doch etwas zu schulden kommen lassen, hatte wohl etwas unterschlagen und es dann wieder gedeckt — ja — man jagte mir noch ganz andere Dinge nach, obwohl die Revision der Kasse und der von mir geführten Bücher ergab, daß alles in peinlichster Ordnung war. Steinberg hat das alles mit angehört — er brachte es fertig, dem ein Jahr lang zuzusehen und zuzuhören. Wie oft habe ich ihn vertilgt in jener Zeit — ihn und seine damalige rettende Tat.“

Aber länger als ein Jahr ertrug er doch nicht. Da hatten ihn seine Unregelmäßigkeiten wieder an den Rand des Verderbens gebracht, er verfiel ein ausschließliches, mit Belagen überfülltes Bekenntnis seiner Schuld, sandte es an die Direktion und verschwand, niemand weiß wohin. Leider hat er wenigstens damit genügt. Vor dem Gesetz allerdings war ich gefertigt — vor denen, die an mich geglaubt, bedurfte es dessen nicht, und die an mir zweifelten, nahmen auch die Kunde von meiner Unschuld mit ungläubigem Lächeln hin — ich weiß es ganz genau, da ein Verwandter von mir nach einiger Zeit herüberkam und mir alles erzählte.

„Obwohl ich mich nach der alten Heimat schmerzlich sehnte, brachte ich nicht über mich, zurück zu kehren — ich hätte das alles nicht ertragen und hatte hier eine schöne, gemüthliche Existenz, nachdem ich mich durch die Anfänge hindurch gerungen. Ja — und dann kam der Aufstand! Alles — alles ist hin — nichts ist mir geblieben, als das platte Land, das, ohne jeden Pfennig in der Hand, für mich nun völlig wertlos geworden ist. Denn ich habe auch mein Vaarcs verloren, was ich noch vor drüben hatte und auch das, was ich mir hier erworben hatte. Am besten ist's ich sterbe, denn ich habe nicht mehr die Energie, den Kampf aufs neue zu beginnen. Ich mußte Dir sagen, daß ich nicht Stockmann bin, es war, als brüde es mir das Herz ab! Nun weicht Du — und nun good bye!“

Er sprach, legte sich und starzte ins Feuer und war zu keinem Gespräch mehr zu bringen.

Am andern Morgen sagte er: Ich werde sterben — und vor allen Dingen — ich werde mit jenen Burken ein Wortlein reden, die mir alles — alles genommen haben! Das wird sehr lustig!“

Es war bei denen um Glasenapp, ebenso wie ich. Er wurde, gleich nachdem das Gefecht begonnen, am Bein verwundet, ich am Arm. Mir gelang es, ihn trotz meines Armes, in den ich ebenfalls im Anfang sofort einen Schuß bekam, auf sein Pferd zu heben und auf meines zu klettern, dessen Zügel er ergriff. Wir entkamen — aber er erhielt auf der Flucht noch einen Schuß in die Schulter. Das hat ihm den Knack gegeben. Wir gelangten endlich ins Lazarett nach Windhof aber da sagte den armen Kerl der Typhus noch über dem Wundfieber und raffte ihn hinweg.

„Es ist gut“, sagte er vor seinem Tode zu mir, „daß ich langsam starb — ich konnte so Steinberg noch verzeihen. Es bleibt ein freundschaftsdienst — er rettete mir das Leben, ich gab ihm dafür meine Ehre hin — da denke ich, wir sind quitt und wenn ich ihm nun verzeihe, so glaub ich, kann ich ruhig vor meinen Herrgott treten.“

Der blonde Mensch schwieg und sah vor sich nieder, eine Träne glänzte in seinem Auge. Alle die jungen, fröhlichen Männer, die, wenn auch verwundet, froh waren, die Heimat wieder zu sehen, sahen stumm und nachdenklich — sie dachten der Gefallenen — wie manches bewegte Schicksal möchte da unten seinen gewaltsamen Abschluß gefunden haben.

Allerlei.

— Rossini-Anekdoten erzählt anlässlich des am 17. d. Mts. bevorstehenden hundertsten Geburtstages von Manuel Garcia der Gaulois. Garcia war nämlich ein großer Bewunderer von Rossini und hat eine große Anzahl von Anekdoten über den Meister gesammelt und einem englischen Journalisten mitgeteilt. Einige Tage nach dem Tode von Meyerbeer erschien bei Rossini ein junger Komponist, übergab ihm einen Trauermarsch auf Meyerbeer und bat um das Urteil Rossinis. Nach einigen Tagen erklärte dieser dem wenig erbauten jungen Komponisten, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn der Komponist gestorben wäre und Meyerbeer auf ihn einen Trauermarsch gemacht hätte. — Rossini war ein gern gesehener Gast am Hofe König Georgs IV. von England. Als er eines Tages wiederum im St. James'-Palast eingeladen war, wurde er auch gebeten, auf dem Piano vorzutreten. Rossini war in bester Laune, spielte hinreißend und wurde immer wieder um Zugaben gebeten. Endlich schloß Rossini erschöpft das Instrument. Als der König ihn zu einer weiteren Zugabe in freundlicher Weise bewegen wollte, entgegnete Rossini unter großer Heiterkeit aller Anwesenden: „Majestät, glauben Sie nicht, daß ich jetzt genug Musik habe?“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tag- und Nacht-Druckerei und Verlagsanstalt
Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Holzdruckerei.
Verantwortlicher Redakteur: S. Conzen, Düsseldorf.